



EINE WELT
NUR
FÜR
UNS

CLAIRE
DEYA

ROMAN
INSEL

Claire Deya

Eine Welt nur für uns

Roman

Aus dem Französischen
von Elisabeth Liebl

Insel Verlag

Für Aurélie und Guillaume

Für Dich – ohne Dich wäre nichts je möglich gewesen

Für Euch, mein Sternbild

Sollte er Ariane je wiedersehen, würde er es nicht wagen, zärtlich über ihre Haut zu streichen. Seine Hände waren mittlerweile so derb, dass er sie selbst nicht wiedererkannte. Grob, mit dicken Fingerkuppen, die Haut zerfurcht und ausgetrocknet. Seine Hände hatten eine Verwandlung durchlaufen. Die Haut zeigte so tiefe Risse, dass sie auch dann nicht weicher wurde, wenn er sie ausgiebig und gründlich wusch. Es blieb immer dieses Netz aus schwarzen Adern, tief eingegraben in seine Handteller und die Glieder seiner Finger. Die Erde hatte ihm ihre unauslöschliche Tätowierung in die Haut gebrannt, sich in all die Risse und Schrunden geschmiegt, die ihm zwei Winter in Deutschland beschert hatten.

Vor dem Krieg tanzten seine Hände, wenn er sprach. Ariane amüsierte sich immer darüber und ahmte ihn oft nach. Er sah sie vor sich, an diesem Strand der Riviera, der jetzt vor ihm lag. Als sie das erste Mal hier gebadet hatten, hatte die Sonne noch kaum über den Horizont geglugt. Sie waren immer noch wie benommen von ihrer ersten gemeinsamen Nacht. Ariane musste bald zurück nach Hause, damit niemand merkte, dass sie fort gewesen war. Sie schlenderten den Strand entlang, als sie das unwiderstehliche Verlangen überkam, ihre Nacht im Meer zu verlängern. Die Sonne ließ die goldenen Inseln von Hyères erstrahlen. Vincent erinnerte sich noch an den Badeanzug, den sie sich mit kühner Geste selbst geknotet hatte, indem sie ihren Schal um die Brüste schlang.

Ihre spitzen Schreie, als sie ins Meer glitt, die Art, wie sie ihren Körper an den seinen schmiegte, elektrisiert vom

kalten Wasser und der aufsteigenden Sonne ... Dieser salzduftende Körper, dieses rauschende Begehren, während die feuchte Seide an ihrer Haut klebte. Er hätte alles getan, um nur einziges Mal noch diese Unbekümmertheit zu erleben, von Neuem tief einzutauchen in diese Liebe.

Er zog den Schal, den er ihr damals heimlich entwendet hatte, fester um seinen Hals.

Er war einzig und allein deshalb ausgebrochen, um Ariane wiederzufinden. Sie war verschwunden. Seit zwei Jahren hatte niemand mehr von ihr gehört, er aber würde sie überall suchen. Er konnte einfach nicht glauben, dass sie tot sein sollte. Das war unmöglich. Das hätte sie ihm niemals angetan. Außerdem hatte er, als er noch in Gefangenschaft war, diese rätselhaften Briefe erhalten ...

Jetzt, nachdem der Süden von den Deutschen befreit war, war alles einfacher. Sie hatten noch nicht kapituliert, aber es hieß, dass sie nicht mehr lange durchhalten würden.

Und Vincent hatte schon eine Idee, wie er Ariane aufspüren konnte. Als ihm der Einfall kam, hielt er ihn mit aller Kraft fest, um sich selbst ein wenig Sicherheit zu schenken. In Wahrheit jedoch klammerte er sich an eine mehr als vage Chance, um nicht vollkommen in der Verzweiflung zu versinken. Er war allein, mittellos, und auch der Revolver, den er wie einen Talisman mit sich trug, würde daran nichts ändern.

Während sich die Stadt auf das erste große Fest seit Beginn des Krieges vorbereitete, bot der Strand weiter unten ein Bild der Verwüstung. Schützengräben und Stacheldrahtverhaue versperrten den Zugang zum Meer. Große Schilder untersagten jeglichen Zutritt und warnten vor der extremen Gefahr. Einer tödlichen Gefahr: Sämtliche Strände an der Côte d'Azur waren vermint.

Aus der Ferne drangen die Klänge eines übenden Ama-

teurorchesters an Vincents Ohr. Es versuchte sogar ein paar lässige Ausflüge Richtung Jazz. Das Wetter war großartig. Die Menschen, die an ihm vorbeidrifteten, lächelten. Sie fühlten den anbrechenden Sommer. Der Krieg war fast vorüber, ihn aber quälte immer noch die Hölle der Einsamkeit.

Auf der anderen Seite der Brüstung, von der aus Vincent die Szene beobachtete, verteilten sich etwa ein Dutzend Männer über den Strand und rückten, einer neben dem anderen, langsam und schweigend vor. Ihre einzige Ausrüstung war ein einfaches Bajonett, mit dessen eiserner Spitze sie durch den Sand fuhren, um die Minen aufzuspüren, die die Deutschen zurückgelassen hatten. Fabien war der Anführer. Er schritt vorsichtig und konzentriert aus, und jeder der Männer an seiner Seite richtete seinen Schritt nach dem seinen aus.

Fabien war noch keine dreißig Jahre alt, aber er war ganz selbstverständlich zum Anführer des Trupps geworden. Seine natürliche Autorität, seine Ausbildung zum Ingenieur, sein Kampf, zuerst beim Maquis, dann in der Résistance ... Er hatte unzählige Züge in die Luft gejagt und galt seitdem als unangefochtener Sprengstoffspezialist. Der Beamte im Rekrutierungsbüro hatte den jungen Mann sofort seinem Vorgesetzten gemeldet, dem bekannten Résistancekämpfer Raymond Aubrac.

Die Minenräumung war eine unumgängliche Voraussetzung für den Wiederaufbau Frankreichs, aber die Soldaten an der Ardennenfront und in Deutschland waren durch die provisorische Regierung von dieser Mission freigestellt worden. Wer aber konnte diese Aufgabe übernehmen? Schließlich war das Minenräumen kein Beruf. Niemand hatte Erfahrung mit dieser Art der Gefahr. Es gab nur wenige Freiwillige ... Selbst wenn Fabien nie mehr getan hätte, als vom Deck eines Schiffs aus drei Feuerwerkskörper in die Luft zu schießen, hätte man ihn hierfür zum Engel erklärt.

Es lief das Gerücht um, dass die Minenräumer alle Verlorene waren, Gesetzlose aus den Gefängnissen, die sich eine Strafmilderung erkaufen wollten. Schlimmer noch, angeblich steckten unter ihnen auch Kollaborateure, die ihre finstere Vergangenheit reinzuwaschen suchten. Wenn Raymond Aubrac im Ministerium oder anderswo hörte, wie Leute verächtlich oder herablassend über seine Minenräumer sprachen, hielt er ihnen stets Fabien als Beispiel vor: Er war die personifizierte Perfektion.

Und das in einem Maße, dass niemand verstand, warum er sich überhaupt zum Minenräumen gemeldet hatte. Fabien wusste, was über ihn geredet wurde: Hatte er zuvor all diese Züge sabotiert, saboteure er nun sich selbst. Die Behörden gingen davon aus, dass er aus Verzweiflung handelte. Seine Männer dachten, er habe etwas zu verbergen. Doch alle bewunderten seinen Mut. Und den brauchte es auch, neben einer ordentlichen Prise Opferbereitschaft, um selbst jetzt noch sein Leben aufs Spiel zu setzen, statt es endlich einfach nur zu genießen.

Das Ministerium für den Wiederaufbau warb die Leute für einen jeweils dreimonatigen Einsatz an. Aber das würde nicht reichen: Die Armee schätzte die Zahl der auf französischem Staatsgebiet vergrabenen Minen auf mindestens dreizehn Millionen. Dreizehn Millionen ... Und so redete man den Männern gut zu, sich trotz Anstrengung und Erschöpfung zu einem erneuten Einsatz zu melden, kaum dass sie den vorigen beendet hatten.

Seit 1942 hatten die Besatzer den sogenannten Mittelmeerwall verstärkt. Die deutschen Minen sollten die Landung der Alliierten verhindern, die Minen der Alliierten den Rückzug der Deutschen. Mit dem Ergebnis, dass die Franzosen zwischen zwei Lagern eingekeilt waren. Die Opfer waren vor allem Kinder.

Die Strände von Hyères, Saint-Tropez, Ramatuelle, Pampelonne und Cavalaire waren sämtlich vermint. Kein *dolce vita* mehr an der Côte d'Azur. Niemand durfte sich mehr an den Strand wagen. Der Hafen von Saint-Tropez war mit Dynamit vermint, auch sämtliche Gebäude an der Uferpromenade. Die Schwebefähre im Hafen von Marseille war gesprengt worden, ebenso das Viertel Saint-Jean.

Im Hinterland fanden sich die verborgenen Höllmaschinen unter Straßen und Eisenbahnlinien, in Fabriken und Verwaltungsgebäuden. Bei jedem Schritt konnte man in die Luft fliegen. Die Politik der verbrannten Erde war auf brutalste Weise perfektioniert worden.

Um angesichts dieser schwindelerregenden Zahlen nicht den Mut zu verlieren, konzentrierte Fabien sich stets ganz exakt auf die unmittelbar bevorstehende Aufgabe. Ruhig vorgehen, nicht fluchen, weil es an Freiwilligen, an deren Ausbildung und an Ausrüstung fehlte und weil man, was am schlimmsten war, keinen Verlegeplan der Minen hatte: Sie tasteten sich mehr oder weniger blind voran.

Plötzlich hob, wenige Meter neben Fabien, Manu, ein junger und nervös wirkender Beau, die Hand: »Mine!« Sein Bajonett war auf einen verdächtigen Widerstand gestoßen. Alle zogen sich instinktiv mit zusammengebissenen Zähnen zurück. Daran würden sie sich wohl nie gewöhnen. Mit einer einzigen Kopfbewegung beorderte Fabien die Männer weiter zurück als die üblichen fünfundzwanzig Meter. Ein Blick forderte Manu auf, die Stelle genauer zu untersuchen: Im Liegen musste er vorsichtig den Boden abtasten, um die Ausmaße des Objekts zu erkunden. Manu strich den Sand mit den Händen weg und brachte einen Zylinder aus schwarzem Metall zum Vorschein: eine leichte Panzermine, bekannt unter der Abkürzung l.Pz.Mi.

Dreißig Zentimeter Durchmesser. Zwölf Zentimeter Höhe. Zweieinhalb Kilo TNT. Eine rundum tödliche Waffe, die einen Panzer von mehreren Tonnen pulverisieren konnte und natürlich auch jeden Menschen, der so unvorsichtig war, mehr als sieben Kilo zu wiegen.

Diese Mine musste von einem Mann mit Erfahrung entschärft oder gesprengt werden. In der Nähe waren sicher noch weitere Minen vergraben. Es war besser, diese hier zu entschärfen, auch wenn das schwieriger war. Minen waren dafür gemacht, in die Luft zu gehen, nicht dafür, gezähmt zu werden. Das musste mit bloßen Händen erledigt werden. Fabien übernahm. Er wusste, wie es ging ... eigentlich, aber man konnte sich nie völlig sicher sein, es gab einfach zu viele verschiedene Modelle. Aber damit würde er sein Ansehen bei den Männern weiter stärken. Wenn er ganz ehrlich war, wenn er den Blick tief nach innen richtete, hatte er noch einen anderen Grund, warum er sich Tag für Tag in Gefahr begab, obwohl er das Leben so sehr liebte und sein Opfer ebenso schnell in Vergessenheit geraten würde wie das all der Toten, die er an seiner Seite hatte fallen sehen. Aber Fabien war nicht bereit, so weit in sein Innerstes hinabzusteigen, jedenfalls nicht heute: Er musste sich auf die Mine konzentrieren. Ein einziger Fehler, sei er noch so klein, und sie würde ihn zerreißen.

Atmen. Nicht zittern. Keinen nutzlosen Gedanken verschwenden. Keine unvermittelte Bewegung machen. Der Angst keinen Millimeter nachgeben. Die Mine. An nichts anderes denken ... Wie oft hatte er das seinen Männern eingeschärft, auch wenn diese Warnungen letztlich Placebos waren?

Um die I.Pz.Mi zu sichern, musste man sich zuerst um den Druckzünder kümmern: die Schutzkappe in der Mitte der Untertasse entfernen und die Sicherungsspindel so weit

hineindrehen, dass der Bajonettverschluss greift. So war die Mine gesichert. Dann hob man die Tretmine waagrecht aus der Erde und stellte sie auf den Rand. Bloß nicht flach auf die Erde legen! Die fünf Schraubenmuttern lösen, die die Zündhütchen hielten und diese mit ruhiger Hand entfernen.

Wie sollte er dabei locker bleiben? Sein ganzer Körper spannte sich an, bereit zur Flucht. Wie sollte er Luft holen, wenn ihm der Atem in der Kehle stockte? Wie sich konzentrieren, wenn ihm Fragen, Schuldgefühle, Gewissensbisse wie Geschosse durch den Kopf rasten?

Unmöglich: In der Ferne vernahm er die Akkorde ausgerechnet jenes Liedes, zu dem er zuletzt mit seiner Frau Odette getanzt hatte. Sie brachen ihm das Herz.

Fabien hielt einen Augenblick inne, um zuzuhören. Täuschte er sich auch nicht? Nein, es war eben dieses Lied. *Mademoiselle Swing*. Damals hatte er sich noch darüber lustig gemacht. Odette sagte ihm, es bringe Glück. Und war es in seiner schwungvollen, leichtfüßigen Art nicht die vollkommene Kampfansage an die Schwerfälligkeit der Nazis? Seit Odette nicht mehr da war, machte Fabien sich nicht mehr darüber lustig: Die beschwingten Akkorde erschütterten ihn tief.

Es hieß ja immer, kurz vor dem Tod ließe das eigene Leben noch einmal vor dem inneren Auge ab. Fabien aber sah immer nur Odette. Odette, die tanzte, glücklich, frei. Odette, wie sie ihm zulächelte. Odette mit den braunen Locken, dem Raubkatzenkörper und der unbekümmerten Eleganz der Feliden. Odette, bevor sie von den Deutschen verhaftet worden war.

Wie hypnotisiert bewegte Fabien sich keinen Millimeter. Seinen Männern war das nicht entgangen. Er spürte, wie ihre Blicke auf ihm lasteten, und fasste sich ein Herz.

Da er nicht sein früheres Leben vor sich sah, sondern die tanzende Odette, würde er wohl nicht sterben.

Nach dem Sichern wurde die Mine entschärft. Zuerst mit der Oberseite flach auf die Erde legen. Dann die Muttern auf der Unterseite herausschrauben. Das Klebeband entfernen, das die beiden Teile zusammenhält, und sie auseinandernehmen. Jetzt die Sprengladung aus dem Oberdeckel holen. Die Halterung für den Zünder aufschrauben und die Zündvorrichtung herausnehmen.

Bei den letzten Akkorden von *Mademoiselle Swing* hatte Fabien die Mine gezähmt. Odette hatte recht behalten: Das Lied hatte ihm Glück gebracht. Oder es war Odette, die ihm über den Tod hinaus Glück schenkte, wo auch immer sie sein mochte. Hier am Meer, hier vor den goldenen Inseln, an diesem Strand, den er so sehr liebte, sagte er sich, dass er den besten Teil seines Lebens schon hinter sich hatte. Eine Frau, die man im Angesicht der Gefahr immer noch liebt, ist unersetzlich. Odette würde für ihn auf ewig die Einzige sein.

In den Pausen fiel von allen immer einen Moment lang der Druck ab. In der Ferne hörte man das Amateurorchester üben, und so hatte der Trupp kein anderes Gesprächsthema mehr als das große Fest, das in einer Woche stattfinden würde. Alle würden zum Ball gehen und ihre schreckliche Aufgabe vergessen, würden aufleben, strahlen, sich unter die Optimisten mischen, die Begeisterten, die ungeduldig die neue Welt herbeisehnten. Für einen Abend konnten sie sein wie alle anderen. Sie würden sich nicht in Reihen vortasten wie Zwangsarbeiter, die in den Minenfeldern ihr Leben riskierten wie beim russischen Roulette. Nein, sie würden sich wiegen im Tanz und felsenfest an ein neues Leben, eine neue Zeit glauben.

Fabien würde nicht hingehen. Unmöglich, mit einer anderen als Odette zu tanzen. Auch er träumte von einem neuen Leben, aber das würde nicht mit einer neuen Liebe kommen. Seine Gedanken wanderten in jeder Pause zu ihr, verfangen sich in Traumbildern, in denen sie ihm erschien wie am ersten Tag – keck und eigensinnig. Oder wie an jenem Abend, als er mit beiden Händen ihre Taille umfasste, sie hochhob und ihren geschmeidigen nackten Körper bewunderte. Ohnehin war dies eines der großen Missverständnisse, was Fabien anging: Alle hielten ihn für einen Mann, der zupackte, dabei wünschte er sich nur eines: sich an irgendeinem sonnenbeschienenen Ort niederzulassen, um zu träumen.

Doch der Tag war noch nicht vorüber, und Fabien begann zu überlegen, wie er seine Leute noch mehr zusammenschweißen könnte. Immer wieder sagte er, welche Ehre

es sei, Frankreich von diesen Mordmaschinen zu befreien, die die Nazis ihnen hinterlassen hatten. Minen zu räumen hieß, Widerstand zu leisten.

Fabien gab ihren Einsätzen einen tieferen Sinn. Indem sie das Land von diesen Todesfallen befreiten, konnten sie sich selbst retten, ihre Würde wiederherstellen, ihre Schuldgefühle ablegen. Denn sie alle fühlten sich schuldig: verraten, gelogen, gestohlen, verlassen zu haben; Fehler gemacht und sich nicht – oder erst spät – der Résistance angeschlossen zu haben; einen oder mehrere Menschen getötet zu haben; und überlebt zu haben, während so viele Freunde gefallen waren. Jeder Mensch trug diese Schuld in sich, die in solch unruhigen Zeiten erdrückend war. Und jeder musste, um weitermachen zu können, mit ihr wenigstens zurechtkommen, wenn er sich davon schon nicht lösen konnte. Fabien gelang es, seine Männer zu überzeugen, dass das Minenräumkommando ihnen eben jene Erlösung bringen würde, auf die sie – ohne sich das einzugestehen – längst nicht mehr zu hoffen wagten.

Und seine Männer stimmten ihm zu, tief getroffen. Nur wenige verstellten sich. Seine Worte zeigten ihnen eine Möglichkeit auf, die Risiken, die sie – jetzt, in jungen Jahren – eingingen, nicht zu bereuen und ihr Schicksal anzunehmen.

Fabien bemerkte, dass der Mann mit dem Schal, der sie seit einer Stunde von der Ufermauer herab beobachtet hatte, plötzlich auf sie zukam.

»Bonjour, ich wollte nur fragen, ob Sie noch Leute brauchen?«

Fabien musterte ihn einen Augenblick lang. Im Maquis hatte er sich eine Intuition angeeignet, die ihn nur selten im Stich ließ. Er wusste einfach, wenn ein Mann etwas zu verbergen hatte.

»Ich vermute mal, Sie wissen nicht, wie man Minen entschärft.«

»Nun, lernen Sie die Leute nicht an?«

»Eigentlich verlangen wir nur, dass Sie kein Kollaborateur waren.«

»Keine Sorge!«

Trotz Vincents aufrichtigem Blick fühlte sich Fabien durch dessen knappe Antworten in seinem ersten Eindruck bestätigt: Dieser Mann wollte so wenig wie möglich von sich preisgeben.

Vincent deutete auf die Gefangenen, die von zwei Wachen begleitet wurden und sich vom Rest der Gruppe fernhielten.

»Stört euch das nicht, mit den Boches zu arbeiten?«

»Wir holen sie aus dem Kriegsgefangenenlager. Sie tun, was sie zu tun haben. Dann kommen sie ins Lager zurück. Da gibt es keine Nachsicht. Sie werden mitmachen, bis wir alles geräumt haben.«

Während Fabien sprach, ließ er seinen Blick über die Deutschen wandern. Sie machten mehr als die Hälfte des Trupps aus. Da sich nicht genug Freiwillige zum Minenräumdienst meldeten, war man beim Militär auf die Idee gekommen, Kriegsgefangene einzusetzen. Über seine französischen Helfer und ihre Leben wusste Fabien Bescheid. Mit den Boches jedoch wollte er nicht reden. Er hasste sie so sehr, dass es ihm Angst machte. Und er wollte sich auf keinen Fall davon abbringen lassen. Nichtsdestotrotz ... Er hätte sich nie vorstellen können, einmal Seite an Seite mit dem Erzfeind zu arbeiten. Schlimmer noch: Stieß man auf eine Mine, hing das Leben aller von allen ab. Die absolute Gefahr. Was für eine erschreckende Ironie.

Für Lukas, der klammheimlich versuchte, die Pause in die Länge zu ziehen, indem er sich eine Zigarette anzündete, hatte schon lange nichts mehr Sinn. Er hatte es schrecklich gefunden, dass sein Land im Wahnsinn versank: Selbst seine Familie hatte auf den Diktator vertraut, der ihre Demokratie außer Kraft gesetzt hatte. Und er, der Frankreich liebte und das Werk Baudelaires und der Surrealisten beinahe auswendig kannte, wurde von den Franzosen wie ein Ungeheuer behandelt, so als hätten alle Deutschen ihre Seele an Hitler verkauft. In der Buchhandlung, in der er vor dem Krieg angestellt gewesen war, hatte er unermüdlich auf die Auswüchse des Nationalsozialismus hingewiesen. Und nun verfaulte er seit neun Monaten in einem Kriegsgefangenenlager, das im Winter eisig klirrte, im Sommer vor Hitze zu verglühen schien, ohne Decke, ohne Schuhe, die diesen Namen verdienten, und ohne jede Vorstellung, wann er wieder freikommen würde. Seine Familie verübelte ihm seine Einstellung noch immer – vermutlich auch deswegen, weil sie ihm den klaren Blick verübelten, der ihnen selbst gefehlt hatte. Nicht einmal vor dem endgültigen Ausbleiben der Post, die seit Monaten nicht mehr verteilt worden war, hatten ihm seine Angehörigen Kleidung oder auch nur Nachrichten zukommen lassen, um ihm zu zeigen, dass er nicht allein war. Er war sich nicht einmal sicher, ob seine Eltern ihn überhaupt aufnehmen würden, falls er eines Tages in sein Land zurückkehren könnte. Auch egal. Deutschland stand kurz vor der Kapitulation – so hieß es –, aber das musste nicht bedeuten, dass man die Kriegsgefangenen freilassen würde.

Lukas hatte das Gespräch zwischen Vincent und Fabien mitangehört. Niemand wäre auf die Idee gekommen, dass er Französisch verstand. In Uniform hatte man ihn gefürchtet. Als Gefangener war er unsichtbar. Zu gerne hätte er mit ihnen geredet, von einem vernunftbegabten Menschen zum anderen. Aber wer war das jetzt noch? Hätten sie ihm zugehört, wenn er ihnen sagen würde, dass er nicht verstand, wieso Frankreich, das Land der Menschenrechte, der ganzen Welt Moralpredigten hielt, während es doch ganz offensichtlich gegen das Genfer Abkommen über die Behandlung von Kriegsgefangenen verstieß? Es war verboten, Gefangene für gefährliche und erniedrigende Aufgaben einzusetzen. Doch das war eine Frage der Formulierung. Die Gefangenen mussten die Minen schließlich nicht *räumen*, sondern nur *aufspüren*. Als würde eine explodierende Mine diesen feinen Unterschied beachten und nur den Minenräumer in die Luft jagen, während sie alle anderen verschonte ...

Die Franzosen argumentierten weiter, dass das Genfer Abkommen das Räumen von Minen nicht ausdrücklich als gefährliche Tätigkeit nannte. Das war unsinnig, aber wer hätte 1929, als es beschlossen wurde, schon ahnen können, dass die Minen in kriegerischen Konflikten einmal eine so zentrale Rolle spielen würden?

Es waren die Deutschen gewesen, die illegal und im Geheimen Millionen dieser Sprengkörper herstellten und die Alliierten, die nicht mit so etwas gerechnet hatten, damit völlig unvorbereitet trafen. Und das war noch keineswegs das schlimmste der Massenvernichtungsprojekte. Denn mittlerweile fingen alle an zu verstehen, was dieser Krieg eigentlich war. Das Unsagbare. Udenkbare. Das Nicht-Wiedergutzumachende.

Also sagte sich Lukas zu guter Letzt: Sollten ihm die

Franzosen eine Zigarette anbieten und mit ihm darüber reden wollen, welche Seite die Verantwortung für was trüge, dann würde er ihnen in allem recht geben. Er gehörte zum Lager der Besiegten und Verdammten. Er hätte es nicht ertragen, zu den Siegern zu gehören.

Er war im Süden gefangen genommen worden, von den Kämpfern der *Forces françaises de l'intérieur*, wenige Tage, bevor die Alliierten im August 44 in der Provence landeten. Jetzt schrieb man den April 45, neun Monate später. Neun Monate des Eingesperrtseins, die ihn verrückt machten. Weil er dem Minenräumkommando angehörte, war es ihm wenigstens möglich, aus dem Lager herauszukommen, den Stacheldraht zu vergessen, der den Horizont versperrte, das Leid der mit dem Tod Ringenden, die Krankheiten, die Verletzungen und den schrecklichen Hunger, der zur Besessenheit wurde. Es war nicht viel, aber die Minensucher erhielten immerhin besseres Essen. Damit sie während der Arbeit nicht umfielen.

In Deutschland nahmen die Alliierten derzeit Hunderttausende Soldaten gefangen. Sie überstellten ganze Verbände an die Franzosen oder an die Russen. Seit einigen Tagen beobachtete Lukas, wie alle möglichen Leute hierhergebracht wurden, fanatische Anhänger des Dritten Reichs, Versprengte, Invaliden und Soldaten, die wie er zwangsweise eingezogen worden waren, um einen Krieg zu führen, den sie nicht wollten.

Was er nicht erwartet hatte, waren die Kinder. Sie schwammen förmlich in den zu großen Uniformhemden. Sie kannten nichts anderes als diesen Krieg, der ihnen Angst machte, genauso wie die älteren Gefangenen und die Lügen, die man ihnen über die Franzosen erzählt hatte: dass sie sie töten wollten und grässlicher Verbrechen fähig waren. Sie fürchteten sich vor all den Soldaten um sie he-

rum, vor dem Herumgeschobenwerden von einem Lager zum anderen, vor den Zugfahrten unter schlimmsten Bedingungen. Sie waren in den letzten Monaten des Krieges auf Befehl Hitlers eingezogen worden, mit achtzehn oder sechzehn Jahren. Manche waren gerade erst vierzehn geworden.

Wen hätte man bitten sollen, für sie etwas zu tun? Die »Deutschen« gab es nicht mehr. Sie waren die Boches, die Fritzen, die Chleus, die Frisés, die Teutonen geworden.

Ob die Franzosen verstehen konnten, dass es auch Deutsche gab, die die Nazis hassten?

Der Krieg hatte ihm fünf Jahre seines Lebens geraubt. Und nun würde ihm die Niederlage ganz sicher auch noch den Rest nehmen. Mit dem Versprechen, sie früher freizulassen, wenn sie sich als besonders mutig erwiesen, hatte man versucht, die Gefangenen für die Minenräumkommandos zu gewinnen. Lukas machte sich in dieser Hinsicht keine Illusionen.

Die französischen Minenräumer glaubten sich frei. Er aber beneidete sie nicht. Alle logen sich selbst in die Tasche. Sie fielen auf die ganzen bombastischen Worte herein, an denen sie sich berauschten. *Das große Frankreich, die letzte Schlacht gegen die deutschen Barbaren. Für Franzosen ist das Minenräumen eine Ehre, für die Deutschen eine Strafe.* Die französischen Minenräumer waren überzeugt, dass sie anders waren als die Kriegsgefangenen, dabei waren sie alle gleich. Sie saßen in der Falle, versklavt, bereit, für das Glück der anderen zu sterben. Für sie, die schon ungeduldig mit den Füßen scharrtten, weil der Strand noch den ganzen Sommer lang, der sich doch schon ankündigte, verbotenes Terrain sein würde. Aber dann, nächsten Sommer, da würden sie alle hier am Strand ihr Leben wieder aufnehmen, ihre Liebeleien, baden, die Sonne und das

Meer genießen. Sie würden schnell vergessen, welche Opfer der glühend heiße Sand gefordert hatte.

Wer aber würde einen deutschen Kriegsgefangenen lieben? Wer einen Minenräumer, selbst wenn er Franzose war? Nach all den Jahren des Krieges hatte niemand mehr Lust auf die Nähe zum Tod. Lukas' große Liebe, so lebendig für ihn, würde vielleicht seine letzte sein, sollte es ihm nicht gelingen zu fliehen. Sie aber, diese Verrückten, die sich freiwillig gemeldet hatten, merkten nicht, dass man sie schlimmstenfalls mit Verachtung betrachtete, bestenfalls mit Mitleid. Und auf Mitleid lässt sich keine Liebe bauen.

Die Minenräumer konnten auf dem Ball oder wo auch immer noch so großtun und den Mund noch so voll nehmen, dass sie keine Angst hätten, dass sie unter einem guten Stern stünden und Helden seien. Niemand hielt sie für Helden. Sie hatten einfach nur einen Grundsatz vergessen, der seit Menschengedenken galt: Freie Männer verlangen immer nach Sklaven.

Vincent lehnte an der Wand gegenüber dem Rekrutierungsbüro. Er zögerte. Dabei wusste er nicht, worauf er eigentlich wartete: auf ein Zeichen, ein Wunder, eine Begegnung, die alles verändern würde? Es war immer noch so heiß wie am Vortag. So heiß, wie es auch morgen sein würde. Ein junges Mädchen ging vorüber und warf ihm ein Lächeln zu. Höchstens zwanzig. Sie trug Ohringe, die aus sahen wie Margeritenblüten. Ein Baumwollkleid in zartem, beinahe weißem Gelb umhüllte ihren zierlichen Körper. Aber es waren die Ohringe, die ihm besonders auffielen.

Das ärmellose Kleid ließ ihre gebräunten Arme sehen. Vermutlich wäre sie gern bis ans Ende der Welt gereist, wie sie da so durch die Straße hüpfte mit ihren Riemchensandalen, aus denen die Zehen hervorlugten. Eine winzige Schultertasche schwang auf Höhe der Taille hin und her. Sie trug ein Buch von Albert Camus in der Hand: Sie hätte ihm gefallen können. Dann wäre er ihr gefolgt. Stattdessen betrat er das Büro.

Vincent musste nicht warten. Der Rekrutierungsbeamte bat ihn, Platz zu nehmen, und spulte sein Programm ab. Seiner Ansicht nach war die Rekrutierung der wichtigste Schritt bei der Aufnahme zu den Minenräumern. Daher müsse er Vincents Vergangenheit unter die Lupe nehmen, seine Beweggründe und seine psychische Eignung.

Wie Fabien gesagt hatte, würde Vincent sofort von den Räumarbeiten ausgeschlossen, gäbe es auch nur den geringsten Nachweis für einen Kontakt mit dem Feind. Also tat Vincent peinlich berührt.

»Kontakt mit dem Feind? Ja, das könnte man so sagen.«

Der Beamte erstarrte zur Salzsäule.

»Ich war als Kriegsgefangener in Deutschland. Also habe ich die Deutschen durchaus kennengelernt. Mehr als mir lieb war ...«, fügte Vincent lächelnd hinzu.

Der Mann hinter dem Schreibtisch entspannte sich sichtlich. Diese Form der »Kollaboration« gefiel ihm. Und um zeigen, dass er Vincents Scherz verstanden hatte, zwinkerte er ihm zu.

Nachdem er ihm vorschriftsgemäß die Risiken geschildert hatte, wollte er von Vincent wissen, was ihn zu diesem Schritt bewog. Ein Meisterstück an bürokratischem Sadismus, der hinter dieser simplen Frage eine Wahrheit verbarg, die brutaler nicht hätte sein können: dass diese anstrengende, undankbare Arbeit obendrein noch extrem gefährlich war. Kein Mensch wird je mit Ihnen tauschen wollen, aber erzählen Sie uns doch bitte, inwieweit diese Hölle das ist, was Sie sich erträumen. Vincent ließ sich auf das Spielchen ein.

»Meine Motivation ist recht einfach: Kein Kind darf mehr wegen einer Mine sterben, die uns die Deutschen hinterlassen haben. Sonst haben sie am Ende doch noch gewonnen.«

Mit lauter Stimme vorgetragen schien seine Antwort ihm fast zu feierlich. Dem Beamten offensichtlich nicht. Nahtlos ging er zum dritten Teil des Gesprächs über.

»Nun, wollen Sie mir mal erklären, was mit »psychischer Eignung für die Minenräumung« gemeint sein könnte?«

Vincent musste gar nichts sagen, der Mann redete einfach weiter.

»Das müssen Sie sich mal vorstellen. Wir haben nicht den geringsten Hinweis bekommen. Nicht einmal ein Formular zum Ausfüllen. Einfach gar nichts! Aber ich habe selbst einen Fragebogen entwickelt. Sie werden gleich sehen.«

Wieder das Zwinkern. Es genügte ihm wohl nicht, die Papiere umständlich über den Tisch zu schieben. Nein, er hatte auch zu jeder Frage einen Kommentar parat. Man wusste ja nie. Vielleicht hatte Vincent ja Schwierigkeiten, die Frage zu verstehen.

»Wie reagieren Sie, wenn Sie ein unerwartetes Geräusch hören? Zucken Sie zusammen? Bleiben Sie ganz ruhig? Denn wenn Sie nicht die Nerven bewahren können, wird es schwierig mit dem Minenräumen.«

Offenbar hatte der Rekrutierungsbeamte vergessen, dass Vincent im Krieg gewesen war. Er hielt ihn weiter auf, überglücklich, ein Publikum zu haben, dem er seine Fragen erläutern konnte, die er so großartig ausgeklügelt hatte. Und doch konnte er nicht die Augen davor verschließen, dass die Bewerber ohnehin ausgewählt wurden: Es meldeten sich einfach viel zu wenig Freiwillige.

Als Nächstes ging er auf die finanziellen Bedingungen ein, die für diese mageren Zeiten außergewöhnlich waren – »Das doppelte Gehalt eines einfachen Handlangers!« Und all die Prämien, die Verpflegung, die er Vincent im Einzelnen schilderte, als wäre das eine unfassbar gute Entlohnung für eine vollkommen überbewertete Tätigkeit. »Sie haben wirklich Glück!« Und dann noch der sichere Arbeitsplatz. Er zog das Vergnügen – das ganz bei ihm lag – weiter in die Länge. Vincent aber hatte langsam das Gefühl, dass es genug war. Der Ekel stieg ihm bis an die Lippen. Sollte er sich für diese großartige Chance vielleicht auch noch bedanken? Vincent zog sich die Jacke über, der Beamte ließ ihn aber noch nicht gehen.

»Warten Sie. Ich brauche noch Ihre Papiere und eine Unterschrift.«

»Die Papiere bringe ich morgen vorbei. Die Unterschrift, das lässt sich gleich machen.«

Der Mann schob ihm den Vertrag zum Unterzeichnen hin. Und schon war die Sache erledigt. Vincent gehörte nun zu den Minenräumern. Er hätte bei der Unterschrift zittern müssen, aber er setzte sie mit sicherem Schwung unter das Dokument. Er hatte sie schließlich geübt. Und der Rekrutierungsbeamte hegte keinerlei Zweifel. Zufrieden verließ Vincent sein Büro. Er hatte einen Pakt mit dem Teufel unterschrieben – jedoch mit einem falschen Namen.

Je schneller Vincent Ariane finden würde, desto eher könnte er sein altes Leben wiederaufnehmen. Er würde es genauso machen wie bei seiner Flucht. Einen Plan machen und methodisch und entschlossen umsetzen. Darauf verstand er sich. Er hatte es erprobt. Sein erster Fluchtversuch war schiefgegangen, weil man ihn verraten hatte. Den zweiten zog er alleine durch. Das war die Lektion, die er gelernt hatte. Alles alleine zu machen.

Kaum in Frankreich zurück, war das Nasenbluten gekommen. Es blutete nicht stark, doch es hörte nicht mehr auf. Und auf einmal schienen all seine Kräfte geschwunden, davongeflossen mit diesem winzigen Faden Blut. Er hatte sich bei Freunden ausruhen müssen, war bettlägerig, anämisch und kaum fähig, sich zu bewegen. Zu lange hatte er die unmenschlichen Zustände im Kriegsgefangenenlager durchgehalten. Sein Körper gab nun einfach nach. Sobald es einigermaßen ging, brachten seine Freunde ihn in das Krankenhaus in Val-de-Grâce.

Seine Heilung war ein wahres Wunder, aber alles, was er fühlte, war das Bedauern, dass er diese Zeit nicht mit Ariane hatte verbringen können.

In dem kleinen Lebensmittelgeschäft auf dem Platz, wo er mit seinem Rad stehen blieb, fragte er, ob jemand wüsste, wo er ein Zimmer mieten könnte. Aber man wusste sogar etwas viel Besseres für ihn: das kleine Fischerhaus am Strand.

Mathilde, eine Frau von etwa fünfzig Jahren mit einem feingemeißelten Gesicht wie eine Statue, war gerade dabei, die Fensterläden blaugrau zu streichen. Das hier war das

alte Atelier ihres Mannes, der gleich zu Beginn des Krieges gefallen war. Vincent stellte keine Fragen. Mathilde gab ihm dazu auch gar keine Gelegenheit. Sie war nicht der Typ Frau, der dem Erstbesten gleich ihre ganze Lebensgeschichte erzählt.

Weiß gekalkte Mauern, kleine geflochtene Rundteppiche aus der Provence, wie sie in den Bädern zu sehen waren, die Bonnard so häufig gemalt hatte. Als er das Atelier zum ersten Mal betrat, schoss es Vincent durch den Kopf, dass Mathildes Mann sie wohl gerne nackt in der großen Kupferbadewanne gemalt hatte, die gleich neben einem der Teppiche stand. Sie war eine jener Frauen, von denen man sagte, dass sie früher einmal sehr schön gewesen sein musste, obwohl sie das eigentlich immer noch war.

Das Atelier war zeitlos, wie es alle bescheidenen Unterkünfte sind, sobald man ihre Kargheit und ihre Einfachheit akzeptiert hatte. Eine Katze hatte sich durch das Fenster hereingeschlichen und lag nun wie hingegossen auf dem Tisch. Vincent strich ihr über das Fell. Für ihn war dies ein Zeichen. Ariane hatte Katzen immer geliebt. Dieses Haus würde sie zurückbringen.

Und so verliebte Vincent sich auf der Stelle in die nackten Wände, die spärlichen Möbel aus grobem Holz und die Bodenfliesen, der einzige kupfrige Farbtupfer in seiner neuen Unterkunft. Sie würden sich kühl und sanft an seine Sohlen schmiegen. Das Haus hatte zwei Stockwerke, war aber trotzdem klein. Doch die weißen Wände und die blaugestrichenen Fenster verlängerten den Raum in den Himmel hinein. Tief gerührt entdeckte er hinter einem Paravent ein unter einem Tuch schlafendes Klavier.

Er öffnete den Klavierdeckel und schlug ein paar Tasten an. Bach – das war sein erster Einfall. Aber seine Gefühle drohten ihn zu überwältigen. Er hörte sofort auf.

»Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen meinen Cousin schicken. Er kann es stimmen.«

Er verfluchte seine gebrochenen Finger, die so steif geworden waren. Würde er sie je wieder über die Tasten laufen lassen können?

»Es ist schon einige Zeit her, dass ich zuletzt gespielt habe ... aber wenn das möglich wäre, gerne.«

»Na, dann lassen Sie uns jetzt mal das Geschäftliche erledigen. Ich vertraue Leuten, die Katzen und Klaviere mögen.«

Mathilde lächelte. Offensichtlich war sie froh, nicht weiter nach einem Mieter suchen zu müssen. Vielleicht hatte sie ja anderes zu tun.

»Ich wohne gleich gegenüber. Wenn Sie spielen, lassen Sie doch bitte das Fenster offen. Ich würde mich freuen.«

Sobald er allein war, kontrollierte er, ob die Tür auch wirklich verschlossen war. Dann stieg er in den ersten Stock hinauf und brachte dort seine Sachen unter. Letztlich waren es nur Bücher, die ein Freund für ihn aufbewahrt hatte. Einige davon waren gebunden. Recht viel mehr besaß er eigentlich nicht: nur einen Kamm, ein Rasiermesser, ein Hemd, zwei weiße – genauer gesagt, zwei verschmutzte weiße – Unterhemden und eine Hose zum Wechseln. Er packte seine Sachen in die Kommode, legte ein Buch auf den Tisch und ordnete den Rest auf einem Regal an. Aber wo sollte er seine Waffe verstecken?

Er nahm das Zimmer genau in Augenschein. Kahl wie eine Mönchszelle. Nachdem er es gründlich untersucht hatte, wickelte er den Revolver in eines seiner Unterhemden und versteckte das Päckchen hinter einem der inneren Fensterläden. Er würde sie ohnehin nicht zumachen, er schief nicht gern im Dunkeln. Dort würde bestimmt niemand nach der Waffe suchen, zumindest dachte er das.

Dann machte er sich an eine schwierigere Aufgabe. Er setzte sich an den kleinen Tisch in der Ecke, der nicht breiter war als eine Schulbank, und schlug das Buch auf, in dem sein Ausweis steckte. Es tat ihm weh, dieses Foto zu betrachten. Diese Sorglosigkeit, diese Offenheit. Sein Blick war mittlerweile ein anderer geworden. Er hatte sich verändert, es war nicht zu übersehen. Die Veränderung schien ihm unumkehrbar. Nur Ariane konnte die Zeit noch zurückdrehen und ihn daran erinnern, wer er wirklich war: Hadrien Darcourt, der nichts weiter wollte, als von ihr geliebt zu werden. Er war nur ganz er selbst, wenn ihr Blick auf ihm lag.

Im Bucheinband steckte ein weiterer Ausweis. Vom Foto blickte ihm ein schwächlicher junger Mann mit blonden Haaren und sehr hellen Augen entgegen. Seine Haut war beinahe durchscheinend. Ein Gesicht, das fast schon dazu bestimmt schien zu erlöschen. Und so bog Hadrien mit der Klinge seines Rasiermessers die goldfarbenen Klammern rund um das Bild auf, ohne sie zu beschädigen. Dann ersetzte er das Foto durch das seine.

Seit seiner Flucht gab Hadrien den Namen auf diesem Ausweis als den seinen an: Vincent Devailly. Ob nun in Hyères, Ramatuelle oder Saint-Tropez, überall, wo es zum Minenräumen ging, war das einfach. Er kannte dort niemanden. Aber es war trotzdem ein seltsames Gefühl, sich Vincent Devailly zu nennen: Hadrien hasste diesen Mann, der ihn bei seinem ersten Fluchtversuch verraten hatte.

Der Gedanke gefiel ihm, dass ausgerechnet dieser Name ihm nun die nahezu grenzenlose Freiheit gab, das zu tun, was er wollte. Wie weit er gehen würde, um Ariane zu finden, um die Leute, die sich weigerten, zum Sprechen zu bringen, oder sich an denen zu rächen, die ihr vielleicht etwas angetan hatten, wusste er noch nicht. Aber er wollte

sich keine Zurückhaltung auferlegen müssen. Von nun an würde der verhasste Vincent Devailly für Hadrien dessen dunkelste Seiten ausleben.